

# Ein Brahm-Buch?

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXI. Jahrgang 1925, 1. Band

Um das Jahr 1896, oder sagen wir lieber im Stil des Mannes, der das Buch: Otto Brahm, Briefe und Erinnerungen, mitgeteilt von Georg Hirschfeld, bei Georg Stilke in Berlin herausgegeben hat – um das Jahr, das die ‚Versunkene Glocke‘ und seine ‚Agnes Jordan‘ wie zwei Zwillingssknospen erblühen ließ, saßen wir, einige jüngere Literaten, in dem vertrauten Bierlokal des innersten Berlin, um dem großen Paul Schlenther nicht ohne Ehrfurcht bei der Korrektur seiner Vossischen Nachtkritik zuzusehen. Die große Kritik hatte sich durchgesetzt und die deutsche Literatur an allen Enden des Vaterlandes zum Blühen gebracht. Alle jungen Dramatiker trugen Züge des jungen Gerhart Hauptmann; so schien es wenigstens. Der westpreußische Dichter der ‚Jugend‘ stiftete einen Topf Immergrün in rosenroter Manschette; der Bayer Josef Ruederer überraschte mit einem sehr stacheligen Cactus, der sogar einmal geblüht hat; der Berliner Georg Hirschfeld zog fromme Myrtenbäumchen. Als Paul Schlenther, in der Linken seinen Pokal Pilsener, in der Rechten seinen emsigen Bleistift, die Rede auf unsern jungen Landsmann brachte, der auch äußerlich am meisten nach Gerhart Hauptmann geraten war, erlaubte ich mir etwas unbesonnen die Frage: Was wird nun aus Georg Hirschfeld?

Was soll denn aus ihm werden? er ist doch schon was! verwies mich unser Sokrates. Nachdem ich meine Bedenken für die Zukunft grade mit der ‚Agnes Jordan‘ begründet hatte, erhielt ich noch eine Rüge im klarsten Ostpreußisch: Jott behiete, daß Sie mal Kritiker werden! Wenige Jahre später, nicht zuletzt dank seiner Empfehlung, saß ich in dem Lokal auf Schlenthers Platz und las nun die Korrektur meiner Nachtkritiken, oft mit einem lieben Kollegen zusammen, mit dem es später bergab ging bis zum Zeitungsbesitzer. Mit wieviel weniger Autorität, das mußten wir uns bald gesagt sein lassen. Obgleich wir beide zusammen die Leistungsfähigkeit von Schlenther fast erreichten, wurde uns um die Mitternachtstunde, vor der wir beiden kritischen Geister nicht erscheinen konnten, das echte Pilsener Bier hartherzig versagt. Als wir Gründe der Pietät erhoben, und daß so etwas unter unserm Meister undenkbar gewesen wäre, meinte die sehr blonde, sehr saubere, aber leider auch sehr resolute Wirtin: Gott sei Dank, daß der Herr Schlenther in Wien sitzt. Wir haben die Nachtsitzungen schon lange

satt und wollen uns endlich mal ausschlafen.

Fürchtest du dich, tapfere Feder? Schon bevor ich anfang, habe ich mich von einem Buche weggeplaudert, das einen nicht nur Theaterleuten teuern Namen führt. Otto Brahm war gewiß kein Künstler des Briefes, wie auch sonst sein Stil sich ohne Anmut behalf. Aber seine Worte sind immer Taten gewesen, und Briefe von ihm über das Theater, aus seinem eignen Theater heraus, Briefe an einen jungen Dichter, den er schätzt und menschlich lieb hat, den er auf seine zarte, aufrichtige, strenge Weise zu fördern und zu stärken sucht, die sollten ja auf jeden Fall beherzigenswert sein und auch für die Heutigen geschrieben, die einer bedeutenden und charaktvollen Periode der deutschen Bühne nachtrauern, Otto Brahm war das Gewissen und die Kraft. „Und die Zeit ist doch nun mal nächstens da, wo die Bühne auch von den neuen Dichtern zu fordern hat, nicht nur umgekehrt.“ Seufzer eines Theaterdirektors aus seiner stolzesten, klassischsten Zeit, als er noch mit dem jungen Hauptmann, mit dem alten Ibsen als seinen Hausdichtern zu tun hatte. Unsre Prinzen von Genieland leben nur noch von Kredit, Gründungen einer theoretischen Inflation, die man erst sanieren wird, wenn man ihre Aktien so im Verhältnis von 100 : 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> zusammenlegt. Jede Zeit hat ihre Irrtümer, teure Vorurteile und Besitztümer der Gewohnheit, aber so schlimm wie heute war es damals nicht. Wenn ich an die jungen Hauptmänner, die richtig schrieben, weil sie naturalistisch schrieben, damals nicht den Glauben der Brahm und Schlenther aufbrachte, wenn ich mich um die Gebrechlichkeit einiger naturalistischer Spätgeburten sorgte, so lag das nicht an meiner kritischen Überlegenheit, sondern an dem indiskreten Vorzug, daß ich ein Dutzend Jahre jünger war. Was besonders den Fall Georg Hirschfeld anbelangt, so habe ich von vorn herein nicht umzulernen brauchen, und ich kann im übrigen versichern, daß das Rechtbehalten mich auch nicht mit der geringsten Genugtuung gekitzelt hat.

Ich höre Hohngelächter. Vielleicht hat gar Jemand Idiot gesagt und noch dazu: So alt wie du, mein Lieber, sind die Brahm und Schlenther überhaupt nie geworden – Deinetwegen kann der Messias jeden Tag einreiten, du wirst ihn nicht erkennen. Wir werden das auf uns nehmen. Wir haben damals vor dreißig und mehr Jahren gewartet und gehofft, geklärt und gesichtet, da sind die Tolstoi und die Ibsen und die Hauptmann gekommen und die Schnitzler und Hofmannsthal und die Wedekind und Strindberg. Wir haben alles Mögliche gemacht, Ketten zerbrochen, Gefangene befreit, auch geträumt und getanzt und uns mit Rosen bekränzt. Vieles erfüllte sich; wir haben nämlich nicht nur Recht, wir haben auch Glück gehabt. Die heutige Jugend glaubt an die Wiederkehr des ewig Gleichen.

Mag sie diktieren, so viel sie mag, was morgen geschehen soll, wenn sie nur ihre Ansprüche nicht gleich für Erfüllungen hält. Es muß dem Weltgeist Vorbehalten bleiben, ob er wieder einige Jahrzehnte in dramatischen Erfindungen denken will; mir scheint er mehr religiösen und metaphysischen Neigungen nachgehen zu wollen. Er hat es übrigens auch nötig. Also verbreitet nur die richtigen Überzeugungen und sät eure Saaten; aber sagt nicht, daß der Frühling in Blüte steht, solange kein Duft unsre Nase überredet. Die Nase ist ja überhaupt das entscheidende Organ, wenn kein theoretischer Stockschnuffen sie behindert.

Es ist früher Silvesterabend, aber ich versichere, daß ich noch keinen Tropfen Punsch getrunken habe. Warum schweifst du, meine mutige Feder, dann immer um ein Buch herum, das den teuern Namen Otto Brahm führt? Weil es eigentlich Georg Hirschfeld hätte heißen müssen, wenn die Wahrheit endlich heraus soll. Der Dichter der ‚Mütter‘, der ‚Agnes Jordan‘ und vieler anderer Stücke, die wir nicht zu nennen brauchen, hat die Briefe des Freundes und Förderers Otto Brahm gleich Lorbeerblättern in eine Art Autobiographie eingeflochten, die sich schon stilistisch mit der einfachen Sachlichkeit und Herzlichkeit jener Zeugnisse nicht recht verträgt. Mag Otto Brahm die Verantwortung für einen begabten liebenswürdigen jungen Naturalisten übernommen haben, für den spätern Romanschriftsteller darf sie ihm nicht aufgebürdet werden. Einmal heißt es: Der Frühling meines Künstlerweges schritt dem Frühling draußen entgegen. Mindestens die Natur hat es mit diesem Dichter gut gemeint, dem der Park des Schlosses Mirabell aus seinen Gipfeln Geisterstimmen zuwehte, als er ein bei Salzburg ortszuständiges Märchenstück schrieb.

Georg Hirschfeld in der Natur und auch in der Geschichte: „Eine merkwürdige Parallele gab es in der Tat im Sommer 1896 zwischen Gerhart Hauptmann und mir. Er wie ich rangen damals um die reifere und gültige Gestalt eines Bekenntnisstückes ... Hauptmann goß am Ostseestrand die ‚Versunkene Glocke‘ in ihre letzte Form, ich lief über die schlesischen Wiesenhöhen, um zur eigentlichen ‚Agnes Jordan‘ zu gelangen. Der Meister des ‚Florian Geyer‘ kam natürlich schneller zum Ziel als der suchende Anfänger.“ Also in der Fixigkeit war ihm Hauptmann über. Nur in der Fixigkeit? Unter einen Brief, der trotz einigen Einwänden ein neues Märchenstück ungemein herzlich anerkennt, setzt Brahm das Wort: Kleist! „Ich verglich mich selbstverständlich nicht, aber es hob mich, wie mich dann nichts wieder gehoben hat. Es war eine Stunde, da ich über Hauptmann hinausflog.“ Es war gewiß auch eine Stunde, in der Otto Brahm sich zu Gunsten eines ihm sehr sympathischen, in seiner Zartheit und Weichheit ungemein gewinnenden jungen Menschen irrte. Spätere Korrektur trat wohl ein,

da er auf das Stück nicht mehr zurückkam. Ein Theaterdirektor ist übrigens kein Kritiker, auch wenn er es im höchsten Maße gewesen ist, kann es nicht sein, darf es nicht sein. Wer vom Theater eine Ahnung hat, hat mich schon verstanden. Aber warum glaubt Georg Hirschfeld, der den Brahm in sein Leben hinein gearbeitet hat, immer nur an den zustimmenden, nicht an den zweifelnden, nicht an den ablehnenden Freund? Sodaß er überall Kabale wittert, wo Liebe ihn gehegt hatte?

Die Natur, die auch die Herbstzeitlosen geschaffen hat, ist entsetzlich ungerecht; sie bringt Talente hervor, die als Symptome einen Augenblick nicht wertlos waren, die aber die Pubertätszeit nicht überdauern oder wenigstens diejenige, in der der junge Mensch noch Prügel bekommt zu dichterischer Verwertung. Wen es trifft, der muß das nicht einsehen, und er darf, wie Georg Hirschfeld, ruhig den kritischen „Klaffern“ Schuld geben, die ihn umheult und eingeschüchtert haben. Aber er darf nicht wegen einer spätem Lockerung des Verhältnisses fast wie ein verlassenes Mädchen den Mann anklagen, zu dessen Ehren das Buch doch geschrieben sein soll. Und den Georg Hirschfeld schließlich nicht mehr verstanden hat, mit einer gewissen Vermessenheit sogar nicht verstanden hat, wenn er sich selbst für den guten Genius hält, der den lässig oder bequem gewordenen Meister vor der Dekadenz hätte bewahren können!

Otto Brahms klassische Periode hat durchaus nicht so lange wie seine Direktorialzeit gedauert, konnte es auch nicht, da er der Mann einer literarischen Richtung, einer künstlerischen Richtung war, stark durch seine Ausschließlichkeit, und weil er mit ihrer Vollendung vollendet sein mußte. Nach Brahm kam Reinhardt. So der einfache Sachverhalt, den Hirschfeld mit einem merkwürdigen Einsatz an Selbstvertrauen und aus dem Gesichtswinkel seiner Persönlichkeit ansieht. „Schon kam der Herbst der Dekadenz immer fühlbarer über das Gesellschaftsleben meiner Vaterstadt. Ein ungeheures Schicksal kündigte sich an – die Sybariten taumelten, die Entmannung forderte heimlich den Mann.“ Der Dichter entweicht der Hauptstadt, um wenigstens seine Seele zu retten, er überläßt den lebenden Brahm den Schmeichlern und Sykophanten, den sterbenden Brahm den „Ruhmpilzen“, die sein Lager umringen. In der Blumenweis' des spätem Romanschriftstellers heißt es noch, daß diese Vampyre viele Jahre geschmaust haben, was Otto Brahm aus Dichterseelen mitlebend, mitleidend gefördert hatte. Ich glaube wirklich, daß der Stil der Mensch ist.

Otto Brahm war ein armer Junge gewesen, dazu häßlich und unelegant; trotz allen Erfolgen fühlte er Entbehrung und Zurücksetzung. In seiner besten Erfolgszeit ruft er hier einmal Liebe! Liebe!, und ein ander Mal klagt er verdammt

ernsthaft, daß er endlich leben möchte, statt immer zu dirigieren. Josef Kainz hat mir einmal von seinem Jugendgenossen Felix Philippi gesagt: Das ist mein bester Freund, er gönnt mir nämlich gar nichts. Nicht anders verhielt sich unser Dichter, als sein Freund eine Freundin fand, die dem kühlen, spröden, mißtrauischen und doch leidenschaftlichen und doch noch jugenhaft sehnsüchtigen Manne Lebensinhalt, Lebensgläubigkeit, Lebenswärme und sogar einen kleinen feinen Übermut des glücklichen Menschen gab. Diese Frau war weder eine Dekadente noch eine Berlinerin noch berlinisch eingefärbt, sie hatte ein kindhaft tapferes Herz und eine unkonventionelle Aufrichtigkeit, die im Verkehr mit Kabalen und Intrigen gar nicht gedacht werden kann. Dankbarkeit ist auch die Sache größerer Künstler nicht. Also erlassen wir dem Ankläger alle Verpflichtungen gegen ihre und der Ihrigen Warmherzigkeit, die sich sorglich und hilfsbereit auch an ihm bewährt hatte. Aber in meinen Händen sind Tausende von Briefen Brahms an seine Freundin, ein fast tägliches dankbares gläubiges Bekenntnis durch zehn Jahre – und darunter nicht einer, der auf egoistische Ausnutzung des Verhältnisses oder gar auf Verhetzung und Vergiftung deuten ließe. Brahm lebte seitdem und starb als ein glücklicher Mensch. Wieviel wärmer, offener, teilnehmender, liebenswürdiger der Mann von fünfzig Jahren wurde, haben wir Alle froh für ihn empfunden. Nur sein bester Freund und ein Dichter hat ihm das nicht gegönnt. Die Briefe Otto Brahms haben nicht nur für den Empfänger ihren Wert, aber Georg Hirschfeld hätte sie mit einigen sachlichen Erklärungen einfach herausgeben sollen, statt sie seiner Autobiographie unterzuordnen mit den Beschwerden und Enttäuschungen, deren Gründe nicht immer in den Andern zu suchen waren.